

Schwule Schurken



ERIC WALZ

SCHWULE SCHURKEN

Männerschwarm Verlag
Hamburg 2011

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet die Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Eric Walz
Schwule Schurken
Erweiterte Neuausgabe 2011

© Männer schwarm Verlag, Hamburg 2002

Umschlaggestaltung: Carsten Kudlik, Bremen,
unter Verwendung einer Porträtgrafik
von Friederike Bavendiek
Druck: Finidr s.r.o.
1. Auflage 2011
ISBN 978-3-86300-033-2

Männer schwarm Verlag
Lange Reihe 102 – 20099 Hamburg
www.maennerschwarm.de

INHALT

Vorwort	7
Alexander der Große (356 – 323 v. u. Z.)	9
Heliogabal (204 – 222)	26
Sixtus IV. (1414 – 1484)	35
Henri III. (1551 – 1589)	48
Friedrich der Große (1712 – 1786)	66
Maximilien Robespierre (1758 – 1794)	80
Alfred Redl (1864 – 1913)	121
Ernst Röhm (1887 – 1934)	141
J. Edgar Hoover (1895 – 1972)	155
Yukio Mishima (1925 – 1970)	173
Michael Kühnen (1956 – 1991)	188
Jeffrey Dahmer (1960 – 1994)	205
Jean Genet (1910 – 1986)	221
Literatur	238

VORWORT

Schwule Schurken haben denunziert, haben Andersdenkende vor Gericht gestellt und andere Schwule verfolgt. Sie haben gemordet, gestohlen, ihr Volk tyrannisiert, ihr Land verraten und Kriege angezettelt. Sie haben versucht, Regierungen zu stürzen oder sie sich gefügig zu machen. Sie waren nicht besser oder schlechter als ihre nichtschwulen Kumpane.

Ich habe mich schon immer für Menschen interessiert, für Lebensläufe, und sobald ich meine sexuelle Identität entdeckte, las ich Biografien über die «schwulen Helden» in der Geschichte: Michelangelo, James Dean, Klaus Mann, Tschaikowsky, Valentino, Wilde, Pasolini ... Allesamt Künstler und Kultstars, mit deren Namen ich (und sicher nicht nur ich) mich gerne schmückte und mit denen ich bisweilen auch ein bisschen prahlte, um anderen zu verdeutlichen, wie feinsinnig Schwule sind und wie stark sie die Kultur des Westens mitgeprägt haben.

Irgendwann aber waren alle Heldenbiografien durchgelesen. Da erst fiel mir auf, dass über die «schwulen Finsterlinge» wenig gesprochen wurde: FBI-Chef Hoover, der tagsüber die Schwulen verfolgte und nachts im lavendelblauen Kleidchen Stricherpartys feierte; Papst Sixtus IV., der die Hexenverfolgung initiierte; König Henri III. von Frankreich, der mit seiner Bande von Liebhabern Tausende von Hugenotten in der Bartholomäusnacht abschlachtete. Was mir darüber hinaus auffiel, war, dass einige der «schwulen Helden» – wie z.B. der Grieche Alexander und der Preuße Friedrich – ihre sogenannte Größe vor allem durch ungeheuer brutale, massenhaft todbringende und oft überflüssige Kriege errangen. Für ihre Zeitgenossen, darunter auch die Menschen ihres eigenen Volkes, waren diese Männer Alptraum und

Fluch zugleich, weshalb sie in meinen Augen nicht als Helden taugen, sondern als Protagonisten für mein Schurkenbuch.

Hatte die Homosexualität dieser Schurken etwas mit ihrer Gewalttätigkeit zu tun? Oder ihre innere Emigration, in der sie sich wegen ihrer erotischen Neigung befanden? Oder ihr Selbsthass? Oder spielte all das im Grunde keine Rolle?

Ich war schon immer besser darin, Fragen zu stellen als Antworten zu geben. Mein Anspruch an dieses Buch war es, dreizehn lebendige, teils humorvolle und teils erschreckende Biografien über interessante Menschen zu schreiben. Welche Schlussfolgerungen aus der Betrachtung dieser Lebensgeschichten zu ziehen sind, mag jeder Leser selbst entscheiden.

ALEXANDER DER GROSSE: DER BESESSENE (356 – 323 VOR UNSRER ZEITRECHNUNG)

*Wenn dieses glückt, Hephaistion,
dann ist das Ziel der Menschheit
erreicht. Blut wird fließen, aber das
Ziel ist erreicht.*

Klaus Mann: «Alexander»

Frühling, im dreizehnten Jahr seiner Herrschaft.

Alexander liegt im Fieber, schon seit dreizehn Tagen. Diese Zahl, vor der die Orakel ihn gewarnt haben, bringt ihm wahrhaftig Unglück. Sein Körper kocht, die Eingeweide und das Geschlecht schmerzen. Am Tage quälen ihn Reuegedanken und nachts verschwimmt ihm die Unterscheidung zwischen Vision und Realität, die ihm von jeher schwer gefallen ist. Nur eines weiß er jetzt genau: Er, der König von Makedonien, der Führer des griechisch-korinthischen Bundes, der Herr von Thessalien und Thrakien, ägyptischer Pharao, Großkönig des Persischen Reiches, Fürst von Indien, lebendiger Gott, wird noch heute sterben.

Sterbebetten sind schonungslos, denkt Alexander. Auch für Götter wie ihn. Das, auf dem er fiebernd liegt, ist kostbar, gewiss: ein Gestell aus reinstem Gold, besetzt mit Smaragden, die Matratze gepolstert mit den Fellen dutzender Hermeline und die Decken gefüllt mit dem bunten Gefieder seltener Entenarten. Dieses Götterbett jedoch lässt ihn seine letzten Minuten nicht friedvoller erleben als die steinernen Stufen des Tempels von Aigai seinen

Vater Philipp; der Dolch eines Attentäters hatte ihn dort ereilt – vor dreizehn Jahren. Alexander erinnert sich noch, wie er auf die Botschaft von diesem überraschenden Ereignis reagierte: Er verzog den Mund zu einem befriedigten Grinsen. Es war die erste kleine Rache für die überhebliche Ignoranz eines Vaters gegen seinen Sohn.

Am 6. Loios kam Alexander in Makedoniens Hauptstadt Pella auf die Welt, mitten im heißesten Sommer. Alexanders Vater war zu dieser Zeit nicht in seiner Hauptstadt, sondern zog es vor, den Pferderennen bei den Olympischen Spielen beizuwohnen. Später wird Alexanders Mutter dem Knaben erzählen, dass Philipp sich über den Sieg eines seiner Pferde mehr gefreut habe als über die Geburt des Prinzen. Dieser ersten, ständig wiederholten Geschichte folgten im Laufe der Jahre viele Sagen über die Welt der unsterblichen Götter und den ewigen Kampf der himmlischen Mächte. Olympias, die Mutter, war eine «echte» Erzählerin. Meistens plätscherte ihre Stimme sanft wie ein Gebirgsquell, aber zuweilen toste sie wie ein Mitternachtssturm; Olympias grub dann ihre Finger derart in die Handballen, dass sie bluteten.

Im Laufe der Zeit flocht sie in die Göttersagen auch höchst irdische Geschehnisse ein – dass Philipp, ihr Mann und König, sie nicht liebe, dass er zu anderen Frauen gehe, sie eines Tages verstoßen werde. Und so vermischt sich in Alexanders Vorstellung das Leben auf dem Olymp mit dem Leben der bedauernswerten Olympias; sie, er selbst und Philipp waren Teil der kämpferischen Götterwelt. Wie der Kriegsgott Ares seinen Vater Zeus hasste, so hasste Alexander bald Philipp.

Dabei sah er ihn kaum. Philipp war mit der Ausweitung seines Staates beschäftigt, eroberte angrenzende Länder, erstritt sich die Vorherrschaft über die Griechen, führte einen Feldzug nach dem anderen. Doch Alexander spürte die Allmacht des Vaters, seine Willensstärke und Intelligenz ebenso wie seinen Jähzorn und die Wollust auch aus der Ferne. Meilen spielten hier keine Rolle, denn Philipp war *in* ihm, *in* Alexander. Da er ihn nicht aus sich

herausreißen konnte, blieb ihm nur, ihn zu überdecken. Er tat, was Philipp nie getan hätte, schrieb Gedichte, spielte Zither, sang Hirtenweisen und ging noch mit dreizehn Jahren Hand in Hand mit seiner Mutter durch die Gärten des Palastes von Pella. Dann, in diesem dreizehnten Jahr, bestimmte der aus den Kriegen heimkehrende König, dass man ihn, Alexander, von einem Weibe in einen Thronfolger umerziehen solle, und traf zu diesem Zweck zwei bedeutende Entscheidungen.

Zum einen benannte Philipp den Philosophen und Wissenschaftler Aristoteles für das Amt des Erziehers und Lehrers. Glücklicher Weise vertrug sich Alexander mit seinem universell begabten Lehrer, da dieser ihn neben den ernsten Fächern Politik und Philosophie auch so Erfrischendes lehrte wie Medizin, Botanik und Zoologie. Gewiss, er war nicht immer einer Meinung mit ihm. Aristoteles war tief in seinem Herzen ein Demokrat, ein Zauderer und Zögerer, dessen Prinzip das «Maßhalten» war, ein Wort, das Alexander schon damals anwiderte, weil es nach Unauffälligkeit und Gewöhnlichkeit klang. Aber schlimmer noch, Aristoteles versuchte, die Macht der Götter klein zu reden, ja er behauptete, dass das Universum nicht von den launischen Göttern beherrscht werde, sondern vernünftigen Gesetzen der Natur gehorche; gerade das empfand Alexander als persönliche Beleidigung. Die Ilias von Homer, dieses Buch der Helden und Götter, bezeichnete Aristoteles schlicht als Literatur; für Alexander war es ein heiliges, ein olympisches Werk, das keine mythischen Geschichten erzählte, sondern reale Geschichte lehrte.

Doch Alexander verzog seinem Erzieher diese Unzulänglichkeiten. Die Person des Aristoteles war für ihn Beispiel und Beweis, dass selbst die klügsten Menschen weniger bewirken als der Funke des Göttlichen, der in ihm selbst, in Alexander war, und den er sich auch von Philipp und Aristoteles nicht austreten ließ.

Als zweite Maßnahme wurde Olympias fortgeschickt, verbannt, und Alexander erhielt statt ihrer zwei Gefährten in seinem Alter: Kleitos und Hephaestion.

Es strengt Alexander an zu lachen, und die umherstehenden Ärzte schütteln missbilligend den Kopf, aber beim Gedanken an diese Verfügung Philipps kann er sich ein Lächeln nicht verkneifen. Kleitos und Hephaistion, die Söhne zweier der bewährtesten Offiziere aus Philipps Heer, sollten die Abhärtung und Mannwerdung des Prinzen – den manche hinter vorgehaltener Hand auch das Prinzesschen nannten – unterstützen. Philipp ahnte nicht, dass diese beiden Knaben die Erotik in seinem Sohn erweckten. Neugierig besahen sich die Jungen bei ihrem ersten Zusammentreffen. Zu jener Zeit zeichnete sich bereits Alexanders künftige, ein wenig widersprüchliche Statur ab: schlank war er, drahtig und standfest, obwohl er den Sport oft vernachlässigte; seine Augen dagegen glänzten melancholisch und blickten gerne in den Himmel, und seine wallenden blonden Haare gaben ihm sogar etwas Androgynes. Hephaistion, der Schöne, hatte einige Züge mit ihm gemeinsam. Ein einziger Blick in seine makellos hellen Gesichtszüge genügte Alexander, um zu erkennen, dass dieser Junge immer loyal zu ihm sein würde, ja, ihn einmal mit aller Kraft lieben würde. Und Alexander wusste, dass er schon deshalb nicht anders konnte als ihn widerzulieben.

Kleitos dagegen war robust, schon damals ein Athlet. Seine Muskulatur begann sich auszuprägen, und seine tiefliegenden, dunklen Augen leuchteten von innerem Widerstand. Oh, Kleitos mochte Alexander, aber er unterwarf sich nicht gerne, widersprach, korrigierte, und zeigte stets nur das Mindestmaß an Respekt für den Thronfolger und spöttische Verachtung für den fügsamen Hephaistion. Alexander hätte Kleitos fortschicken oder maßregeln lassen können, aber er freute sich darauf, Kleitos eines Tages zu zähmen, ihn zu besiegen und sich von ihm lieben zu lassen, und so nutzten diese beiden die letzten Jahre der Kindheit mit unschuldigem Kräftemessen, hinter dem sich bereits eine schwer kontrollierbare Leidenschaft verbarg.

Philipps sah nur, dass sein Sohn sich mit Kleitos im Schwertkampf übte und im Reiten maß, und dass Hephaistion der treueste Vertraute war, den ein künftiger König sich wünschen

konnte; daher nickte er diesem in unsichtbarer, verworrenener Hassliebe verbundenen Trio arglos und beifällig zu, wann immer er ihm begegnete.

Dieser Esel, denkt Alexander und hustet vor Belustigung und Aufregung. Konnte Philipp diese nur schlecht verborgenen Beziehungen der heranwachsenden Knaben nicht durchschauen? Was für ein begrenztes Begriffsvermögen dieser vollbärtige Hüne hatte! Bei Liebe dachte er nur an Vergnügen, bei Eroberung an ein paar Landstriche, Flusstäler und Bergketten, dachte an die kargen, nur von Zypressen und krüppeligen Olivenbäumen bewachsenen Böden Griechenlands, an ein paar hundert zusätzliche Hektar Land voller Geröll. Er war ein Provinzstrateg, nicht eigentlich dumm und nicht schwach, aber ohne jede Fantasie, und sein blutiges Ende auf der Treppe eines unwichtigen Tempels in einer unwichtigen Stadt war seinem Leben, so fand Alexander, angemessen. Darum grinste Alexander an jenem Tag des Attentats; dieser Tod kam ihm so passend vor. Er fasste den Plan, die schlimmste denkbare Rache eines Prinzen an seinem königlichen Vater vorzunehmen: Ihn vergessen zu machen, ihn in den Schatten zu stellen, und sich selbst auf ewig in das Buch der Helden und Götter einzuschreiben. Er würde der Menschheit beweisen, wie gering im Vergleich zu ihm selbst ein mächtiger König war, und wie fehlbar die Philosophen, wenn sie behaupteten, Götter hätten keine Macht.

Alexanders erste Amtshandlungen als zwanzigjähriger König beschäftigten sich notgedrungen noch mit den gehassten Provinzgeschäften. Seinen Vetter Amyntas, seinen Halbbruder Karanos und seinen Onkel Attalos ließ er am Tage nach Philipps Beisetzung ermorden, um seinen Thronanspruch zu unterstreichen, und der aus dem Exil befreiten Olympias gestattete er, ihre Rivalinnen von einst samt deren Kindern und Säuglingen zu töten. Dass Olympias sogar so weit ging, das ungeborene Kind von Philipps letzter Gefährtin aus dem toten Mutterleib zu holen und auf einem Feuer zu verbrennen, fand er reichlich übertrie-

ben, aber er maßregelte sie deshalb nicht. Im Gegenteil, sie wurde damit geehrt, zusammen mit dem alten Haudegen Antipatros die Regentschaft über Makedonien führen zu dürfen, solange er fort war. Und er plante, lange fort zu bleiben.

In seinen ersten zwei Jahren als König erreichte er, was Philipp in zwei Jahrzehnten nicht gelungen war: die diplomatische und militärische Niederzwingung der anderen griechischen Länder und die Installierung eines Staatenbundes, dessen Vorsitz natürlich er selbst innehatte. Das dazu notwendige Gespür für Taktik hatte er von seinem Vater geerbt, er ergänzte es lediglich um Geduld und Hemmungslosigkeit. Er hatte noch zu viel vor, um sich mit Bedenkenträgern auseinander zu setzen, erbärmlichen Demokraten und Bürokraten. Theben, das sich bis zuletzt gegen seine Vormachtpläne stemmte, wurde von seinem Heer erobert und vollständig niedergebrannt, seine verkohlten Steine eingerissen, seine Einwohner hingerichtet oder versklavt. Niemand nannte Alexander danach je wieder ein Prinzesschen. Jeder Widerstand gegen ihn erlosch und machte der Ehrerbietung oder gar der Furcht Platz. Aber Alexander hatte nicht die Absicht, ein griechischer Tyrann zu bleiben, er wollte mehr als ein Mensch werden, ein Gott.

Heute steht sein Bett in Babylon, einem der Zentren Persiens, als habe Alexander schon immer dort gelebt. Und tatsächlich kommt es ihm vor – besonders in diesen letzten Tagen der Benommenheit –, als sei er erst bei Beginn des Orientfeldzuges wirklich geboren worden. Das Vorher, die Jugend in Pella, die Krönung, der Balkanfeldzug, die Feuer in Theben, das war ihm nichts gegen die Unendlichkeit, die vor ihm lag, als er an der Spitze von fünfunddreißigtausend Mann jenseits des Hellespont in Abydos landete. Er hatte Europa verlassen – für immer. *Das* war seine eigentliche Geburt, der Orient seine seelische Heimat, denn nur die Orientalen kennen lebendige Götter.

Alexander hatte den Tross ganz nach seinen Vorlieben ausgestat-

tet. Priester, um den Göttern täglich zu opfern; Wahrsager, die ihm Siege versprechen und Literaten, die sie aufschreiben sollten. Und sie sollten viel zu schreiben haben. Die Perser brauchten Wochen, um ihm ein gleich starkes Heer entgegenzusenden, und als es endlich eingetroffen war und Alexander am Fluss Granykos zur Schlacht stellte, fegte er ihre Streitmacht hinweg. Alexander hätte zufrieden sein können, doch er war es nicht. Während der Schlacht war es zu einerbrisanten Situation gekommen: Fast hätte ihn ein gegnerischer Soldat mit dem Schwert erschlagen. Kleitos war dazwischen gegangen, hatte Alexander das Leben gerettet und ihm zugenickt wie ein gnädiger Gebieter. Statt zu Alexander aufzusehen, schien der Freund stumm zu verlangen, dass dieser zu ihm aufsah. Alexanders Wangenknochen mahlten, als er Kleitos' überlegenen Blick auffing. Ja, Granykos war ein großer militärischer Erfolg, die Küstenstädte Lydiens, Phrygiens und Kilikiens – seit einem Jahrhundert unter persischer Okkupation – fielen wie überreifes Obst in seine Hände, die Völker begrüßten ihn als Befreier, die Soldaten feierten ihn als Helden. Und dennoch war Alexander weit davon entfernt, diesen einen Mann zu erobern.

Die Zeichen mehrten sich, dass Alexander die festgefügte Welt des Orients umstürzen würde. Als er nach der Eroberung von Gordion in die Stadt einzog, wartete die Priesterschaft schon auf ihn und führte ihn zu einem mythischen Knoten. Wer ihn lösen könne, dem sei «ganz Asien» gewiss, hieß es. Nun, es sah unmöglich aus, dieses Gespinst wie aus hundert Schlangen aufzubinden. Und so tat er, was er mit jeder Schlange tun würde: Er zerschlug den Knoten mit dem Schwert. Zum ersten Mal konnte Alexander für einen Augenblick ein verblüfftes Blitzen in Kleitos Augen beobachten. Er hatte ihn überrascht. Das sollte nur noch bei zwei weiteren Gelegenheiten in den kommenden Jahren geschehen, am Tage des höchsten Triumphs und zu Beginn des unaufhaltsamen Abstiegs.

Ein ägyptischer Priester kommt herbei, kahlköpfig, barfüßig,

unverständliche Verse murmelnd. Schwer quillt der gelbliche Rauch aus dem Kessel, den er in der Hand trägt, er breitet sich im ganzen Raum aus. Der Priester senkt im Angesicht von Alexanders gedunstenem Gesicht betroffen die Augen. Dieser Mensch wird es sein, der ihn einbalsamieren wird, schon morgen. Alexander weiß, was er denkt. Abschied vom Pharao, vom Licht, vom Sohn des Gottes Ammon. Zehn Jahre lang trug Alexander diese Titel, die wie alle Ehrungen unpersönlich klingen, aber doch das Höchste, Beste und Wärmste darstellen, das Ägypten zu geben hat. Auch dieses Reich hat Alexander gewonnen, damals, nach Issos.

Es ist im Grunde ein Schrecknis, denkt Alexander, dass man jahrhundertealte Kulturen an einem einzigen Tag zerschmettern kann. Persien war seit unzähligen Generationen ein Großreich, dessen politische und militärische Strahlkraft zwar verhasst, aber gerade darum wirksam war. Persien war der ordnende Faktor im Orient. Vom alten Troja bis hinunter zum Nil und ostwärts bis zum sagenumwobenen Indus verklammerte es mit gewaltiger Energie hundert Völker unter einer Krone. Und vor allem: Persien war nicht im Innern porös wie die vormaligen Reiche der Hethiter, Assyrer, Ägypter. Seine Geldmittel waren enorm, seine Soldaten gut bezahlt und hochmotiviert, der Handel florierte. Ein derart intaktes Imperium innerhalb nur weniger Stunden zunichte machen zu können, hatte etwas Beängstigendes. Denn welche Sicherheit konnte es für die Menschheit noch geben, wenn selbst ein solches Imperium im Nu verschwinden konnte? Es wäre übertrieben zu behaupten, Alexander habe an jenem windigen Novembertag von Issos um Persien getrauert, aber tatsächlich überkam ihn am Abend nach der Schlacht eine gewisse Melancholie.

Issos: Einhunderttausend Perser gegen dreißigtausend Griechen, ungeheure Menschenmassen. Großkönig Dareios III. selbst, Herr über ein Gebiet, das vierzig Mal größer als Makedonien war, führte die Armee an, oder besser gesagt, versteckte sich hinter ihr. Seine Truppen konnten Alexanders kleinem, aber wendigen

Heer zunächst nichts entgegensetzen. Wie ein ungelenker Golem trampelten sie auf das Schlachtfeld, verwechselten Vehemenz mit Überlegenheit. Man kann noch so fest zuschlagen – wenn man nicht trifft, hilft es nichts. Alexander wich dort zurück, wo er keine Möglichkeiten sah, und er kämpfte dort, wo die Gegner sich schlecht deckten. Als er persönlich mit einer Eliteeinheit der Reiterei in der Nähe von Dareios Feldherrenhügel auftauchte, ergriff der Großkönig die Flucht und sog seine verbliebenen, nun mutlosen Soldaten mit sich. Dareios entkam, und er machte sich daran, ein neues Heer zu sammeln. Aber zunächst einmal lag nach Issos der ganze Orient wie ein weicher Rasen vor Alexander: Armenien, Syrien, Ägypten mussten nur noch aufgesammelt werden. Und so geschah es.

Den wichtigsten Triumph aber erstritt er nicht auf dem blutigen Schlachtfeld, sondern in seinem Zelt. Alexander hielt eine abendliche Lagebesprechung ab, an der Kleitos, Hephaistion und Parmenion, ein weiterer Offizier, teilnahmen, als eine Botschaft von Dareios eintraf. Darin bot der Perser seinem Bezwinger alles Land westlich des Euphrat, also sein halbes Reich. Was für ein Angebot! Kleitos und Parmenion stockte der Atem, und als sie wieder zu Luft kamen, bestürmten sie Alexander, sofort anzunehmen. Oh, was gackerten sie, alle beide. Noch heute klingt es Alexander in den fiebertauben Ohren nach: Ein Ostmittelmeereich könnte errichtet, die kulturelle Hegemonie der Griechen über die orientalische Staatenwelt etabliert werden. Alexander hörte ihnen aufmerksam zu, lächelte wissend. Es waren treue Gesellen. Ja, sie hatten von Anfang an Zweifel am Erfolg des Feldzuges gehabt, aber bis Issos hatten sie ihm, ihrem König, gedanklich folgen können. Natürlich, ein solches Ostmittelmeereich wäre stabil gewesen, ein schweres Fundament für soliden Staatenbau. Doch Alexander suchte nichts, das ihn am Boden hielt, sondern etwas, das ihn mit sich forttragen würde, etwas scheinbar Unerreichbares, die Weltherrschaft, die Unsterblichkeit.

Alexander teilte mit, er weise das Angebot zurück, er werde ganz Persien erobern, aber im Grunde teilte er es nur Kleitos mit. Dieser staunte mit großen Augen, in denen die Frage stand, wie man ein solches Angebot, Herr über Millionen zu werden, ablehnen konnte. Während Hephaestion in Treue und Liebe Alexanders Berührung suchte, seine Schulter streichelte und ihn sachte auf den Mund küsste, rückte Kleitos einen Schritt an Parmenion heran und nickte, als dieser sagte: «An Eurer Stelle, mein König, würde ich das Angebot annehmen.»

Alexander schmunzelte. Kleitos und Parmenion standen vor ihm, fast zu einer Einheit verschmolzen. Wenn er Parmenion treffen würde, trafe er auch Kleitos. Er antwortete: «Auch ich würde, wenn ich du wäre, das Angebot annehmen. Aber ich bin Alexander, und deshalb lehne ich es ab und nehme mir alles, statt mich mit der Hälfte zu begnügen.»

Der Satz tat seine Wirkung, Kleitos zornige Augen waren ein Zeichen seiner Ohnmacht. Er war gerade als Kleingeist beschimpft worden. Alexander liebte diesen sperrigen, starken, bodenständigen Mann mit Inbrunst, aber er genoss jede Sekunde seiner Wut.

Syrien war im Nu erobert. Eher resigniert als enthusiastisch ergaben sich die wie Perlen aneinandergereihten Küstenstädte; selten traf Alexander dort noch auf Gegenwehr. Wo es sie gab, wurde sie mit Geschick gebrochen und mit Grausamkeit gerächt. Die Einwohner von Tyrus ließ er einfach abschlachten – sie hatten die Geduld des Ungeduldigen mit ihrem lächerlichen Widerstand zu sehr strapaziert und in Gaza wurden die Verteidiger nach ihrer Bezungung auf seinen Befehl hin mit durchbohrten Füßen an Wagen gebunden und zu Tode geschleift. In Ägypten erwartete ihn dagegen die Begeisterung eines von der persischen Okkupation befreiten Landes, die Krone der Pharaonen und die Erhebung zum Gott.

Dann wandte er sich wieder nach Norden, um den Euphrat zu überschreiten und sich den Rest des Persischen Reiches zu

holen. Dareios hatte inzwischen ein gigantisches Heer gesammelt: zweihundertfünfzigtausend Mann gegen Alexanders dreißigtausend. Als diese persische Mauer aus Menschenleibern in der Ebene von Gaugamela auf die Griechen zustürzte, hörte Alexander neben sich Kleitos entsetzte Stimme: «Das ist Wahnsinn, das ist unser Untergang.» Doch in der Schlacht stellte sich heraus, dass Dareios' Generäle nichts an ihrer Taktik geändert hatten. Es war, als hätten sie den schweren, ungelenken Golem von Issos durch einen noch schwereren, steiferen ersetzt. Alexander konzentrierte seinen Angriff auf das Zentrum des Gegners, hinter dem sich der angstvolle Dareios verbarg, und als sie dem Großkönig – wie schon bei Issos – gefährlich nahe kamen, ergriff er erneut die Flucht und zersprengte damit sein orientierungslos gewordenes Heer. Wenig später wurde Dareios von seinen eigenen Soldaten ermordet; der militärische Sieg war komplett – und Kleitos eines Besseren belehrt. Vielleicht, glaubte Alexander damals, vielleicht würde er nun erkennen, dass sein König kein gewöhnlicher Mann war, dass er das Recht habe, ihn zu lieben und von ihm geliebt zu werden.

Doch es wurde nur noch schlimmer. Kleitos ging mehr und mehr in die Opposition, und je höher Alexander in den Augen der Menschen stieg, umso stacheliger wurde Kleitos: Alexander marschierte quer durch das Perserreich, zog in Babylon ein, in Persepolis, in die Hauptstadt Susa, doch Kleitos schwieg. Alexander nahm den unzählbaren Goldschatz in Besitz, schüttete Belohnungen über sein Heer, doch Kleitos wollte nichts davon haben; Alexander legte sich den Titel eines persischen Großkönigs zu und gab seinen Offizieren hohe Ämter, doch Kleitos nahm das seine nur mit einem mürrischen Blick an. Je weiter sie nach Persien drangen, in dieses unermessliche Land mit seiner fremdartigen Kultur, desto verbissener blieb Kleitos ein Griech, und desto mehr wandelte sich Alexander zum Orientalen. Kleinigkeiten bildeten plötzlich unüberwindliche Hindernisse. Kleitos störte sich an Alexanders neuer Gewohnheit, persische Gewänder zu tragen, und er verweigerte seinem König den Fußkuss nach per-

sischer Sitte, steckte mit seiner Haltung auch andere Offiziere an. Alexander ließ diese anderen schließlich bedenkenlos hinrichten, unter ihnen auch Parmenion. Einzig Kleitos schonte er, und er hasste sich dafür. Erneut hatte er nachgegeben, wo er hatte dominieren wollen.

Roxane: Ihr Schritt, als sie sich dem Todkranken nähert, ist leise wie immer. Wie auf Wolken gleitet sie im gelben Qualm, der noch immer aus des Priesters Kessel quillt, an sein Bett, fährt ihm mit der kühlen Hand über die Stirn, mustert ihn sachte und sachlich mit ihren undurchdringlichen baktrischen Augen. Liebe ist nicht in ihnen, allenfalls Besorgnis. Ihr Mann stirbt, und mit ihm ihre Stellung. Es ist eine Ironie. Fünf Jahre lang hat sie sich vergeblich abgemüht, ein Kind von Alexander zu bekommen, und nun, wo sie dieses Ziel erreicht hat, wo das Kind in ihrem Bauch heranwächst, kann sie nichts mit dem Balg anfangen. Niemand wird einen Säugling – einen noch ungeborenen Säugling vor allem! – als Nachfolger Alexanders anerkennen. Pech! Er hat Roxane nie wirklich gewollt; nur seinem Gefährten zuliebe hat er sie zur Frau genommen, damals, als ganz Persien unterworfen war und Alexanders Gedanken bereits auf der Suche nach einer neuen Herausforderung waren: Indien.

Sie waren damals in Baktrien angelangt, nahe am Indus, Weiten von Griechenland entfernt. Alexanders Mutter, Olympias, sandte ihm Briefe, die beim Eintreffen viele Monate alt waren, und in denen sie auf Briefe Alexanders reagierte, die vor nahezu einem Jahr geschrieben worden waren und ihr von Erlebnissen berichtet hatten, die Alexander mittlerweile schon fast vergessen hatte. Er verstand kaum noch, was sie schrieb, diese fremde Mutter, was sie bewegte, erhoffte, fürchtete. Einen Thronfolger, bettelte sie, wir brauchen einen Thronfolger, einen Sohn von deinem Blut. Nein, er wollte Persien, Syrien und Ägypten für den Fall seines Todes Hephaestion vermachen, dem Sanften, dessen Liebe tief, ruhig und gleichbleibend war wie ein Strom. Von Kleitos war